

Unter kritischer Beleuchtung

Die Rede Lloyd Georges nach der amerikanischen Kriegserklärung.

Zur Rede des englischen Ministerpräsidenten Lloyd George bald nach der Kriegserklärung der Ver. Staaten an Deutschland schreibt ein deutscher Korrespondent einer Schweizer Zeitung:

„Schiffe! Schiffe! Schiffe!“ ruft Lloyd George den Amerikanern zu. Das ist ganz die Auffassung Deutschlands. Endlich zeigt sich also zwischen den beiden Ländern einmal eine Uebereinstimmung, eine Uebereinstimmung darüber nämlich, daß das Problem des Schiffsraumes den Krieg entscheiden werde. Nichts anderes hätte aber auch Hindenburg in seinem bekannten Interview er-



Deutsche Soldaten beim Fischfang am Ufer der Rofel.

leicht genommen werden sei. Das ist nicht richtig. Die deutsche öffentliche Meinung hat die ganze Tragweite dieses Schrittes, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht, nicht verkannt. Wichtig ist, daß trotz dieser Erkenntnis die Nachricht von dem amerikanischen Eingreifen mit einer Gelassenheit aufgenommen wurde, die nicht mehr überboten werden könnte. Das hat zunächst den psychologischen Grund des überlangen Antezies, eines Antezies, der nun seit Jahr und Tag ununterbrochen andauerte und schließlich zur Gleichgültigkeit führen mußte. Dann aber ist man in

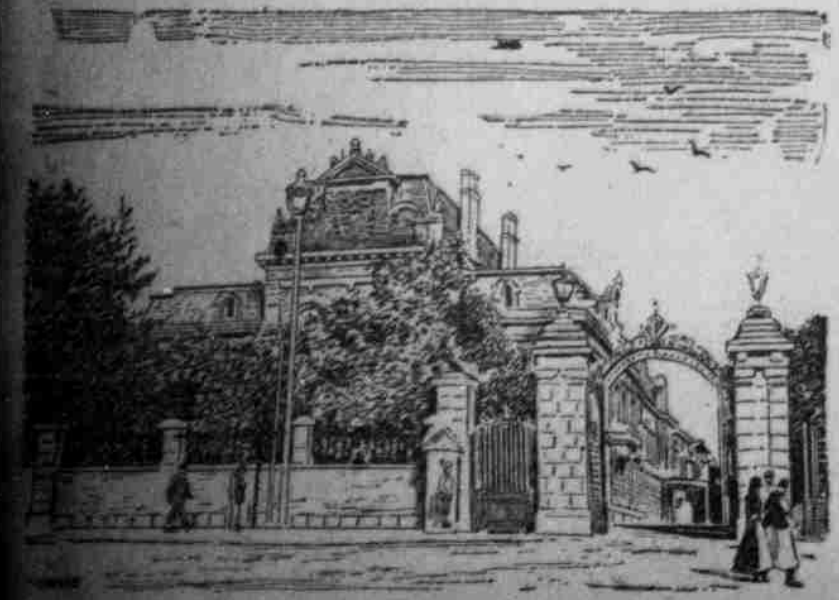
klärt, und es ist deshalb nicht recht einzusehen, warum Lloyd George dem deutschen Herrscher eine Auffassung nicht gelten lassen will, zu der er sich selbst durch seinen dreimaligen Hintersitz nach Schiffsraum in so drastischer Weise bekennt.

Es versteht sich von selbst, daß Herr Lloyd George auch über die Motive des amerikanischen Eingreifens gesprochen hat, und daß diese Motive in seinen Augen rein idealer Art sind. Sie sind ebenso ideal wie diejenigen der andern Ententestaaten, von denen Lloyd George mit diesem Pathos versichert, daß sie keinen Eroberungskrieg, sondern einen Freiheitskampf führen, während er zwei Minuten später den Rhein als die künftige Grenze Deutschlands andeutet. In Deutschland wird man diesen Idealismus nach Gebühr zu schätzen wissen. Die ganze Art, wie Wilson auf seine Kriegspolitik hinarbeitete, wie er den Merito-Faktoren für diesen Zweck verwertete, wie er mit allen Mitteln die Leidenschaft seines Volkes bis zur Siedehitze steigerte — dies alles und die augenscheinlichen Versicherungen der deutschen Regierung, daß sie mit Amerika in Frieden zu leben wünsche, hindern Lloyd George nicht, vor aller Welt zu erklären, daß Deutschland die Vereinigten Staaten zum Krieg herausgefordert habe. Der Unterfuchtrier! Man ist in Deutschland jetzt überzeugt, daß er für Amerika so nur ein Vorwand war, wie die Verletzung der belgischen Neutralität einen Vorwand für England bildete. In Wirklichkeit stehen andere Dinge auf dem Spiel. Genau wie seinerzeit Frankreich an Rußland, so wurde in diesem Kriege Amerika durch seine Anleihen an die englische Politik gefesselt. Die Verletzung ungeheurer Gold- und Wertschöpfungsinteressen zwischen der Union und England würde im Falle einer englischen Niederlage katastrophale Folgen auch für Amerika nach sich ziehen. Diese Niederlage unter allen Umständen zu verhindern, war der Zweck — und war der einzige Zweck — der ganzen amerikanischen Politik, wobei man zugeben darf, daß Wilson persönlich den Krieg vielleicht nicht wollte und erst durch die Macht der Ereignisse, und besonders durch das Scheitern seiner Friedensbemühungen, zu diesem Entschluß gezwungen wurde. Nur in diesem Zusammenhang wird die ganze Entwicklung der amerikanischen Politik verständlich. Man hat in Deutschland diesen Zusammenhang endlich erkannt, man



Beldhrone Einuachterung nimmt von ihrer französischen Wirtin, mit denen sie im schönen Einvernehmen gestanden, Abschied.

Deutschland allerdings der Ansicht, daß eine praktische Einwirkung Amerikas auf die europäische Kriegsführung über das bisherige Maß hinaus nicht leicht möglich sein werde. Nach den Worten Lloyd Georges soll Amerika ja bereits als neutraler Staat die Schlacht von Vras gewonnen; Amerika habe Gefährliche, erstellte Munition, lieferte Maschinen, um sowohl das eine wie das andere zu fabricieren, lieferte Stahl, und zwar dank der wunderbaren Anpassungsfähigkeit, dank dem erfindungsreichen Geiste des großen Volkes, das diesen großen Kontinent bewohnt. „So sah also, nach englischem Zeugnis, die Neutralität Amerikas aus, und man glaubt nun in Deutschland, daß es den Amerikanern kaum gelingen werde, diesen Anteil an der Kriegsführung in absehbarer Zeit in nennenswertem Umfang zu vergrößern.“



Das kaiserliche Schloss in Sofia.

hat sich mit ihm in aller Ruhe abgefunden, und man wird mit Aufbietung der ganzen Volkskraft versuchen, seinen Wirtungen zu wegnagen. Aber was man in Deutschland nicht mehr versteht, und wozu man nachgerade einen gelinden Stel empfindet, ist die Tatsache, daß die Staatsmänner der Entente noch immer darauf ausgehen, sich selbst mit einem politischen Zeitungschein zu umgeben.

Herr Lloyd George hat dann in seiner Rede viel von der Hindenburg-Linie gesprochen. Er hat diesen Begriff auf das politische Gebiet übertragen und mit großem Nachdruck davon erzählt, wie Deutschland in der Vergangenheit versucht habe, sich in die inneren Verhältnisse anderer Staaten einzumischen. Man mag die ein ganzes Buch schreiben, um diese Behauptung auf ihre Richtigkeit zu prüfen, aber wir teilen jedenfalls ausnahmslos den wachen des englischen Ministerpräsidenten vor allen derzeitigen Verfassungen. Wie teilen auch vollkommen seine Ansicht, daß jedes feste und selbständige Volk das Recht haben muß, nach eigenem Willen sein Glück und sogar sein Unglück zu suchen, und in Anwendung dieses Grundsatzes hat ja zum Beispiel die deutsche Regierung wiederholt feierlich versichert, daß sie sich jeder Einmischung in die russischen Vorgänge enthalte. Kann der englische Vertreter in Petersburg von nun das gleiche erklären? Hat England nicht bei der Behauptung der inneren Verhältnisse Griechenlands einen recht regen Anteil genommen? Hat es durch seine wirtschaftlichen Maßnahmen nicht in die innere Freiheit der europäischen Neutralen ziemlich erheblich eingegriffen? Und kann man nicht überhaupt sagen, daß die Hindenburg-Linie einen englischen Druck und englischen Zwang ganz treuz und quer über den ganzen Erdball laufen, ohne auch nur ein einziges Land zu verschonen?

Nach unserer Meinung hätte Lloyd George, der mit diesem Ausdruck



Republik San Marino.

von der Hindenburg-Linie offenbar ein neues Schlagwort prägen wollte, entschieden besser getan, von diesen Dingen nicht zu reden. Er hätte es besonders deshalb vermeiden sollen, weil die Entente ja ganz offen erklärt hat, auch in Deutschland eine mächtige Hindenburg-Linie errichten zu wollen, eine Linie, die nichts weniger anstrebt, als das deutsche Volk von seiner Regierung zu trennen und es auf diese Weise gefügig zu machen. Mag man nun über monarchistische Institutionen und ähnliche Dinge denken wie man will, so wird man doch jedenfalls diese Kampfesart wenig sympatisch finden, und man wird besonders erkennen, wenn sie von den Leuten angewandt wird, deren zweites Wort das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ist. Präsident Wilson hat bekanntlich dieses Unterfangen damit begründet, daß das deutsche Volk als solches unschuldig und nur durch seine Regierung in den Krieg getrieben worden sei. Aber wenn das Kriterium, das Wilson damit aufstellt, entscheiden sollte, dann müßte kein Regierungschef jemals von der Weltgeschichte verschwinden, als er selbst. Das amerikanische Volk in seiner gewaltigen Mehrheit ist sicherlich nicht treuegierig gestimmt gewesen: man braucht nur daran zu denken, mit welchen Schwierigkeiten Wilson noch vor kurzen zu kämpfen hatte, um auch nur die Bewaffnung der Handelschiffe durchzusetzen. Wenn also in irgend einem Lande der Kriegswille nicht aus den Massen emporsteigt, sondern ihnen von oben her aufgedrungen wurde, dann war es in den Vereinigten Staaten. Gerade ihr Beispiel zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie sehr die Verhältnisse in dieser Beziehung überall dieselben sind, wenn auch die Methoden noch so verschieden sein mögen. Aber wo, im fremden Lande als Verbrecher gilt, das scheint im eigenen erlaubt zu sein und die angebliche Hindenburg-Linie, zu deren Vernichtung sich eine ganze Welt verschwendet, will man mit größter Seelenruhe auf deutschem Boden errichten. Ist es denkbar, daß aus diesem Geisteszustand eine Gesundung der Völker entsteht und daß diese politische Moral die Menschheit von ihrem Unglück erlösen könnte?

Das Gehör.

Das Gehör ist einer unserer wichtigsten Sinne, und obgleich wir bei weitem nicht dieselbe Schärfe des Gehörs besitzen wie viele Tiere, sind doch die Leistungen, die der Mensch mit dem Ohr und seinem Gehörorgan zu erreichen vermag, außerordentlich groß. Gewohnheit, Lebensverhältnisse, in vielen Fällen auch besondere Sauberkeit im Innern des Ohres befähigen manche Menschen, sehr fein zu hören. Wo andere Menschen noch gar nichts vernehmen, unterscheiden sie schon deutlich Geräusche und Töne. Ein Hund allerdings hört noch auf viel weitere Entfernung als ein Mensch, und wenn der feindselige Mensch noch nicht das Hündchen merkt, wird der Hund schon längst aufmerksam und unruhig.

Ein interessantes Experiment hat der Zufall vor einigen Jahren in einem englischen Orte herorgebracht. Auf dem Gute eines englischen Lords wurden zu einer bestimmten Stunde am Abend die Japanen jedesmal aufgeführt. Dieses Ereignis der Tiere erfolgte in einem ganz bestimmten Augenblick und unter Umständen, die ganz unerkennbar waren. Durch einen Zufall gelangte man zu einer Entdeckung, die man schließlich durch sorgfältigen Vergleich der Ohren verfertigte. Um sechs Uhr abends fiel in dem 64 Kilometer entfernten Hafen an der englischen Küste der sogenannte Abendsturm aus einem Gewitter. Selbst wenn der Wind genau von jenem Hafen her stand, war es einem menschlichen Ohr unmöglich, auf eine Entfernung von 64 Kilometern noch den Donner des Gewitters zu vernennen. Aber die Japanen mit ihren feinen Ohren hörten ihn und wurden an jedem Abend um diese Zeit durch den Donner des Gewitters erschreckt.

Was hört man am weitesten in der Natur? Die Antwort ist leicht gegeben; sie lautet: den Donner, und seit Jahr-

hundert aus einiger Entfernung wie Klagen und Schreien, wie Weinen und Jammern. Der eigene Atem kann in stiller Nacht läuteln, wenn wir verschleimt sind, so daß der Atem eine raschelnde Bewegung hervorruft. Besonders im Halbschlaf und im Traum ist man durch Verschleimung und das dadurch beinhaltenen Atem den drängsten Tuschungen unterworfen. Im Halbschlaf wird das Knistern des Materials, mit dem unser Kopf geflochten ist, zu



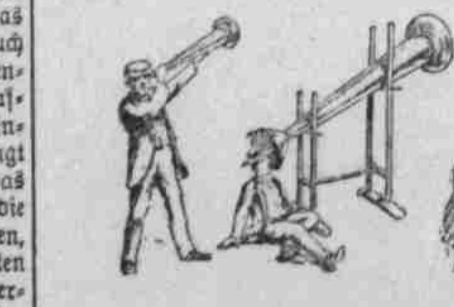
lautem Dröhnen, ebenso wie Fieberfranke und Irren durch Geräusche, die lediglich aus der Lagerstätte kommen und durch ihre Bewegungen entstehen, sich oft außerordentlich beschwerlich fühlen.

Man nehme einen Feuerhaken oder einen Eisenstab, befestige ihn mit einer Schlinge in der Mitte eines Fadens, stecke sich dann die beiden Enden mit den Fingern in die Ohren und schlage mit dem Eisenstab pendelnd rechts und links an feste Gegenstände oder lasse eine andere Person an den Eisenstab schlagen (Fig. 1). Der Ton, den dann der Eisenstab hervorruft, klingt im Ohr wie das Dröhnen einer gewaltigen riesigen Klode.

Wir können sogar Schallausstrahlungen des Gehörinnes erzeugen, indem wir willkürlich gewisse Laute, die wir vernennen, umbeuten; so das Knarren des Holzes, das Klauseln des Laubes, das Murmeln des Wassers, das Knattern des Feuers, das Knallen des trockenen Wassers. Wir können das, weil wir durch die Dichter gelernt haben, aus diesen Geräuschen Gespräche, Gelächter, Stöhnen, Krächzen, Gesang und Musik herauszuhören. Bei nervös erregten Menschen (es brauchen gar nicht einmal Irrenfälle zu sein, es genügt schon ein Fieberanfall) bilden sich von selbst Gehörsvorstellungen, die mit den wirklichen Geräuschen gar nichts zu tun haben. „Die Inhabenden Wagen machen Erzählungen, die Schweine grünen Klagen, Erzählungen und Verwünschungen, die Hunde schimpfen und bellen, die Vögel flüchten und flüchten, die Hühner geben Schimpfwörter von sich, Gänse und Enten schreien Namen, Redensarten und Ausrufe, die Gloden rufen „Stipbube“, die Vögel singen es, daß der Kranke ein verworrenes Wesen sei, das Getöse der Feder, mit der andere Leute schreiben, ruft dem Kranken zu: „Du lägst, du lägst!“

Diese Beobachtungen eines Neurologen beweisen, welcher Tuschungen das Ohr von Erkrankten fähig ist. Schon eine leichte Entzündung des Ohres kann große Tuschungen hervorbringen. Wichtige Geräusche hingegen wie der Donner aus den Wolken oder wie Geschloßknarren. Für entzündete Ohren kann selbst das Lied einer Wanduhr unerträglich werden.

Auch gesunde Menschen werden nachts oft erschreckt durch Geräusche, die sie sich zuerst nicht erklären können und die doch nur aus den eigenen Körpergeräuschen des schlafenden kommen. Diese Geräusche kommen aus dem Magen, aus den Därmen, aus den Lungen und wirken bei der



ausgestreckten Lage des Horchenden und bei der nervösen Spannung, die sich seiner bemächtigt hat, ganz eigenartig. Wer angestrengt ist, hört in der Nacht Geräusche, die kein anderer vernimmt, ohne daß er krank ist. Hier hat aber ein Ohrenentzündung leidet. Er ist eben in der Dunkelheit nicht imstande, diese Geräusche mit dem Gehör zu kontrollieren. Wenn man eine große Muschel an das Ohr hält oder an Stelle der Muschel nur ein Trinkglas hält, hört man deutlich die Luft in der Muschel oder im Trinkglas sausen.

Zur Verstärkung des Hörens, zur Aufnahme von Geräuschen, die aus weiter Entfernung kommen, hat man wissenschaftliche Instrumente konstruiert, von denen wir beifolgend eine

Probe geben (Fig. 2). Solche Instrumente hat man auch in England bei der Untersuchung über das Hören in Luftballons verwendet und hat damit staunenswerte Erfolge erzielt. Daß durch Röhren, die sogenannten Sprachröhre, der Schall der menschlichen Stimme außerordentlich verstärkt werden kann, ist ja allgemein bekannt, und daß Taube sich besondere Röhren in die Ohren stecken, die sogenannten Hörrohre, weiß jedes Kind. Wenig bekannt aber ist

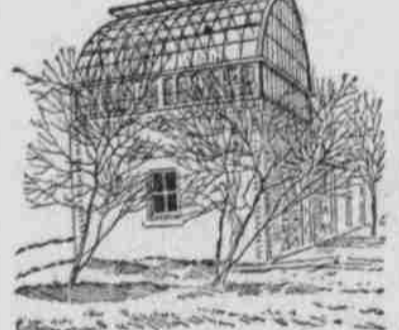


es, daß die Tiere gewisse hohe Töne, die der Mensch nicht mehr vernennen kann, noch deutlich hören. So hat der englische Professor Galton eine mechanische Pfeife konstruiert, die einen kuckenden, schrillen Ton hervorbringt. Sobald dieser Ton eine bestimmte Höhe überschritten hat, ist er für das menschliche Ohr nicht mehr vernennbar, aber Hunde hören ihn dann noch auf weite Entfernung. So hat man mit diesen Experimenten gemacht und hat gefunden, daß Mäuse, die sehr vertraut sind, sich nicht stören lassen, wenn sie Menschen in der Nähe sprechen hören. Sobald man aber einen scharfen Pfiff ausstößt, werden die Mäuse in ihren Gehörorganen so gestört, daß sie augenblicklich flüchten.

Treibhaus über Garage.

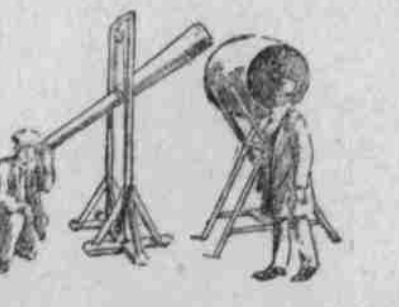
Eine neue hübsche Kombination für Autler und Naturfreunde.

Ein Liebhaber-Gärtner, welcher zugleich Automobil-Liebhaber ist und seine eigene Garage besitzt, ist auf den Gedanken verfallen, unmittelbar auf der letzten ein Treibhaus zu erbauen und beides, sowie auch das Hühnerhaus, von einer und derselben Anlage aus nach Bedarf zu heizen. Wie sich diese Vorrichtung, von außen betrachtet, ausnimmt, ist aus



dem beigegebenen Bilde zu erkennen. Der Bau ist nicht bloß gefällig für das Auge, sondern erweist sich auch als haushälterisch und in jeder Hinsicht befriedigend. Das Treibhaus hat den Vorteil, daß es ohne weiteres reichlich Luft und Licht bekommt; es ist stets so warm, wie es sein sollte, ist leicht zu heizen und bedarf nicht einmal einer Extravorrichtung für diesen Zweck.

Keine Automobilgarage allein könnte sich so hübsch ausnehmen; es ist, als ob die Prosa des laufenden modernen Geschäftsliebers, an welcher der Kraftwagen stets mehr oder weniger erinnert, eine poetische Krone erhalten hätte! Das liebevolle



Studium der Blumen und Gewächse kann täglich, auch ohne eine Ausfahrt, eine erfrischende Abwechslung bieten. Für viele Vorstadtbewohner besonders, wenn sie sich dergleichen überhaupt leisten können, erscheint die Nachahmung dieser geschmackvollen und praktischen Idee jedenfalls entschieden empfehlenswert; der Geschäftsmann und der Schönheitsfan finden ihre Rechnung bei einer solchen Anlage. Die Idee ist natürlich nicht patentiert.

— Ein Freckling. Guisbiger: „Heba — was machen Sie auf dem Baume?“ Aufbejbi: „Na unsern will doch auch mal auf 'nen grünen Zweig kommen!“

Zur Hebung von Schiffen.

Die Erfindung des diesbezüglichen Erfinders eines Schiffbauers.

Im Grunde genommen ist in der Kunst des Hebens und Bergens verurteilter Schiffe noch äußerst wenig Fortschritt gemacht worden, obgleich der Gefährlichkeit und dem Glück der betreffenden Mannschaften schon gar manche wichtige Schiffshhebung gelungen ist. Hierbei besondere Vorrichtungen zu diesem Zweck sind schon erfinden oder in Vorstadium gebracht worden; aber gerade auf diesem Gebiet sind sämtliche bisher gemachten Erfindungen von geringem oder gar keinem praktischen Wert, seien sie nun dem Gehirne eines Professors der Technik, oder eines Zuchtshaus-Sträflings u. s. w. entspringen, und mögen sie sich auf dem Papier auch noch so schön ausnehmen.

Es wäre ja ungeheuer einfach, z. B. mittels der Anziehungs-Kraft eines ungewöhnlich großen und starken Magnets ein untergegangenes Schiff aus einer beliebigen Tiefe emporzuholen, so etwa den in 12,000 Fuß Wasser verunkenen Riesendampfer „Titanic“. Aber noch keine Bergeschiffshhebung hat sich ermutigt gefühlt, einen so „einfachen“ Versuch zu machen; und noch auf lange hinaus werden wir sehr froh sein müssen, wenn es gelingen sollte, alle Schiffe aus den bescheidenen Tiefen zu heben, welche noch dem Laucher zugänglich sind! Vorherhand sind wir auch von diesem Ideal noch weit entfernt. Das die Erfindungswelt läßt sich nicht abschrecken, und natürlich wirkt der Weltfriede auch in dieser Beziehung vielfach anregend, weil mehr noch, als eine einzelne Schiffshhebung.

Ob eine neue einschlägige Erfindung, welche ein Dr. Sylvio Pellico Portella (der Name ist jedenfalls klangvoll genug, um weitaus zu bringen) in Rio de Janeiro, Brasilien, gemacht hat, sich praktisch besser bewähren wird, als ihre Vorgängerinnen, oder ob sie in einem Zufall mit diesen zu werfen ist, darüber läßt sich augenblicklich noch nicht urteilen. Sie ist auf alle Fälle interessant genug, um eine kurze Erwähnung bei den jetzigen Zeiten zu lohnen, und somit verdient sie nicht an ihr, soweit sie erleben läßt.

Selbstverständlich wird ein Boot benutzt, ein Tenderboot von neuem Typ, aber ohne irgendwelche schwerfällige Hebungsvorrichtung. Das Boot ist mit vielen Flößen oder Auftriebskörper von vollkommen wasserfestem Material ausgerüstet. Diese nehmen im Boot nur wenig Raum ein, da sie nichtlich zusammengeklappt sind, — später jedoch, wenn sie mit Luft aufgebläht werden, dehnen sie sich mächtig aus und nehmen allerlei verschiedene Gestalten an, wie Zylinder, Kugeln u. s. w.

Noch immer zusammengeklappt, werden sie von Landern in die Tiefe genommen und an verschiedenen Stellen des verurtenen Schiffes befestigt, sowohl innerhalb als außerhalb desselben. Mittels Schlauchwerk wird noch immer die Verbindung mit dem Tenderboot aufrecht erhalten. Wenn alles in die richtige Stellung gebracht und festgemacht ist, werden die Körper durch Aufblähen von oben gefüllt; ähnlich wie die Radreifen eines Automobils. Bei ihrem Anschwellen aber sollen sie allmählich das Wasser sowohl innerhalb als auch außerhalb des Schiffes verdrängen, — und außerdem sollen sie schon durch ihren eigenen Auftrieb, der im ganzen ein gewaltiger ist, das Boot bis an die Oberfläche heben, ohne daß eine weitere Nachhilfe erforderlich wäre!

Der Erfinder behauptet, daß man mit einer solchen Einrichtung beinahe jedes verurtenen Schiff in irgend einer Tiefe, die für den Laucher noch erreichbar ist, bergen könne, gleichviel, welche Lage das Boot auf dem Boden der See einnehmen sollte. Wenn diese Ankündigung sich als nützlichste Wahrheit erweist, so wird man geradezu von einer neuen Epoche im Schiffshhebungswesen sprechen können, sowohl für die Handelsmarine wie für die Kriegshotten-Verwaltung! Und mehr als je könnte eine Erfindung in der nächsten Zukunft ungeheure Arbeit zu bewältigen finden und vielleicht noch befruchtlich werden, als sogar die Lauchboote, welche ihr einen riesigen Teil der Arbeit zuführen oder schon zugeführt haben.

Neulich abends wurde das Bureau des Coroners in Pittsburgh von dem Selbstmörder der 37-jährigen Frau Alexander Honeig in Nord Bradbod benachrichtigt. Ihr Schwager Samuel Honeig trant zwei Tage zuvor im Hause seines Freundes, G. P. Solomon von Linhart, Nordbroadway und wurde dieser Tage begraben. Nachdem Frau Honeig der Beerbigungsfähigkeit beseignot hatte, schloß sie sich in ein Zimmer ein und trant Nordbroadway.

Bei dem Versuch, seinen Gefährten aus tiefem Wasser zu reupen, ist der 14-jährige Marin Gulden aus Woffington, D. C., in dem Nappahannock-Flusse ertrunken. Seine Leiche wurde geborgen.